

Joachim Ehlers

Das westliche Europa

Die Deutschen und das europäische Mittelalter

Birgit und Peter Sawyer
Die Welt der Wikinger

Christian Lübke
Das östliche Europa

Joachim Ehlers
Das westliche Europa

Marie-Luise Favreau-Lilie
Italien

Siedler

Die Deutschen
und das europäische Mittelalter

Joachim Ehlers

Das westliche Europa

Siedler

© 2004 by Siedler Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten,
auch das der fotomechanischen Wiedergabe.
Redaktion: Ditta Ahmadi, Berlin
Schutzumschlag: Rothfos + Gabler, Hamburg
Karten: Peter Palm, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin
Druck und Buchbinder: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2004
ISBN 3-88680-759-2
Erste Auflage

Inhalt

Einleitung	9
TEIL I	
Das Europa der Karolinger	
Die große Synthese	17
Römische Grundlagen und Kontinuitäten	17
Die Franken	24
Königtum und Aristokratie	33
Iren und Angelsachsen auf dem Kontinent	39
Ein neues Imperium	49
Die Reform	49
Bücher und Bibliotheken	57
Strukturen der Welt – Strukturen des Denkens	65
Sprachen und Kommunikation	72
Die neue Zivilisation	79
Die Einheit des Imperiums	79
Reiche im Frankenreich	85
Fränkische Reichskultur	93
Karolingische Tradition	98
TEIL II	
Die Entstehung der europäischen Nationen	
Zwei Frankenreiche	109
Die kleinen Könige	109
Frühzeit des Fürstentums	115
Lotharingen	122
Der Bonner Vertrag	126
Entsteht Deutschland?	133
Die Integration des Reiches	133
Die angelsächsische Verbindung	138
Die Erweiterung der karolingischen Infrastruktur	148
Die imperiale Wende	156

Frankreich entsteht	165
Die Ottonen im Westen	165
Kapetingische Könige	170
Die Krondomäne	177
Sanktion und Legitimation	184
Das Römische Reich	193
Bilder und Traditionen	193
Christliche Bestimmung	198
Rombezug	207
Das Imperium und die Reiche	214
TEIL III	
Die Entstehung der europäischen Freiheit	
Christianisierung der Christenheit	225
Cluny	225
Von der Reform des Klosters zur Reform der Welt	231
Die Antwort der Kaiser	237
Die Kirchen des Westens	244
Die Kontroverse	253
Gregor VII.	253
Frankreich und die Päpste	262
Das anglonormannische Reich	267
Konkordate	273
Wissenschaft und Studium	281
Bibelexegese	281
Die Glosse	288
Versöhnung der Gegensätze	294
Die Erfindung der Rechtswissenschaft	301
Studium und Lehre	309
Schulen	309
Lehren und Lehrer	317
Deutschland fragt an	323
Die Universität	330

TEIL IV

Die Emanzipation der europäischen Staaten

Römisches Imperium, deutsches Reich, westliche Monarchien	339
Das Heilige Reich	339
Weltherrschaft?	345
Frankreich, Papst und Kaiser	351
Anglonormannen, Anjou und das Reich	358
Spaltung der Christenheit	365
Papstwahl 1159	365
Die Struktur des Konflikts	372
Die englische Karte	380
Der Friede von Venedig	387
Rittertum und Zivilisation	395
Hof und Herrschaft	395
»Miles« und »chevalier«	401
Literatur als Lebenshilfe	410
Die große Stadt	416
 ANHANG	 425
Anmerkungen	427
Quellen und Literatur	439
Stammtafeln	481
Merowinger	482
Karolinger	483/484
Kapetinger	485
Ottonen und Salier	486
Staufer	487
Die Könige von England	487
Zeittafel	488
Personenregister	497
Ortsregister	507
Bildnachweis	511

Einleitung

Im Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin hängt seit Jahren das Werbeplakat eines bekannten Unternehmens der deutschen Schwerindustrie. Es zeigt einen hünenhaften Mann im Fellwams mit ungepflegtem Vollbart und frischer Gesichtsfarbe, der über den Schultern ein langes Schwert trägt. Zwei Verse erklären die Erscheinung: »Schon Hermann schlug im Westertal/die Römer mit Salzgitter-Stahl.« Viele Studenten der Geschichte gehen täglich an diesem Bild vorbei. Ob jemand von ihnen fragt, wie sein Leben wohl aussähe, wenn im »Teutoburger Wald« die Römer Sieger geblieben wären oder die berühmte Schlacht des Jahres 9 v. Chr. gar nicht notwendig gewesen wäre? Das bleibt natürlich im dunkeln, immerhin aber konnte man für kurze Zeit die Marginalie eines offenbar nachdenklichen Spaßvogels lesen: »Wenn er das unterlassen hätte/brauchten wir kein Latinum – Wette?«

Mag das wiederum eine allzu weitgehende Spekulation auf dem Feld der historischen Alternativen gewesen sein, die Utopie einer nachhaltigen Romanisierung auch der Mitte Europas, so ist daran doch so viel richtig, daß der größte Teil Deutschlands ohne den Vorlauf einer antiken Hochzivilisation auskommen muß. Damit fehlen zwei Jahrtausende eines nie ganz unterbrochenen Umgangs mit mediterranen Kulturtechniken, Lebensformen und Mentalitäten, es fehlt die sehr viel längere Erfahrung mit Literatur, Philosophie, Recht und Rechtsdenken einer ins Universale gewachsenen und am Ende christlich bestimmten Großstadtkultur. Diese Kultur war bei aller regionalen Differenzierung formal überraschend einheitlich und im gesamten Raum des Römischen Reiches von der Ostküste des Mittelmeers bis nach England gleichermaßen erkennbar; erst unsere Zeit hat solch globalisierte Qualität wieder erreicht.

Weil die römische Erschließung des europäischen Kontinents an Rhein und Donau stehenblieb, lag der größte Teil des späteren Deutschland peripher zur zivilisierten Welt und erfuhr erst mit der fränkischen Eroberung eine Romanisierung aus zweiter Hand durch die christliche Mission. Von ihr ausgehend sind während des Früh- und Hochmittelalters auf dem Boden des heutigen Deutschland erhebliche Akkulturationsleistungen erbracht worden; zugespitzt kann man sogar sagen, daß Deutschland erst in der Auseinandersetzung mit dem westlichen Europa entstanden ist. Zwischen dem Sieger aus den germanischen Wäldern und dem christlichen Ritter als Typus einer neuen



internationalen Gesellschaft lag freilich eine lange Wegstrecke, die aus der alten lateinisch-christlichen Ökumene des weströmischen Reiches über den Rhein nach Osten führte und deren erste Abschnitte von fränkischen Heeren gelegt worden sind. Deutschlands historisches Fundament ist deshalb nicht aus einem Guß, sondern besteht aus verschiedenen Schichten: der römisch-christlichen bis in die Rheinlande und im Gebiet südlich der Donau, der gallo-fränkisch-christlich-sächsischen zwischen Rhein und Weser, der frankosächsisch-christlichen zwischen Weser und Elbe, schließlich der hochmittelalterlichen Ausbauzone in Richtung auf die Oder und darüber hinaus. Diese Schichtenbildung hat etwa ein Jahrtausend in Anspruch genommen, so daß es trotz aller Ausgleichsprozesse späterer Zeiten eine Grundtatsache unserer Geschichte bleiben wird, daß die großen europäischen Zivilisationsgrenzen immer quer durch Deutschland gezogen worden sind. Dieser Ablauf läßt sich



Kommunizierender
Ritter, Relief in der
Kathedrale Notre-Dame
zu Reims, innere West-
wand des Mittelschiffs,
um 1250/60

infolgedessen auch als umfassender Lernprozeß verstehen, als schwierige Entwicklungsgeschichte, deren qualitativ und regional unterschiedliche Ausprägungen seit dem Frühmittelalter immer wieder Hindernisse für die staatliche und kulturelle Einheit der Nation gebildet haben.

Es hängt mit dieser Schwierigkeit und der späten, erst im 19. Jahrhundert zu einem gewissen Abschluß gelangten Bildung der deutschen Nation zusammen, daß in der Adaptation westeuropäischer Standards auf den Gebieten des Rechts, der Religion, der Litteralität und der bildenden Kunst hierzulande keineswegs immer nur das Gute gesehen und begrüßt wurde. Es gab und gibt Überfremdungsängste, Ressentiments und Opposition aus verschiedenen Motiven, aber mit langer gemeinsamer Tradition.

Als deutsche Humanisten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von ihren italienischen Kollegen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie die

von Tacitus gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts beschriebenen Germanen als ihre Vorfahren in Anspruch nehmen könnten, begann einer der verhängnisvollsten Irrwege der deutschen Ideengeschichte. Tacitus hatte der römischen Gesellschaft seiner Zeit ein tapferes, autochthones, genügsames und sittenreines Naturvolk gegenüberstellen wollen und den »edlen Wilden« als kulturpessimistisches Gegenbild zu den Gebrechen der Hochzivilisation stilisiert.¹ Die Gleichsetzung der Deutschen mit den Germanen führte deshalb nicht nur zu der Behauptung, daß ein deutsches Volk mindestens seit der römischen Kaiserzeit existiert habe und deshalb älter sei als jede unter römisch-christlichem oder gallofränkischem Einfluß entstandene Staatsbildung, sondern begründete auch den Glauben an eine diesem Volk wegen seiner ethisch-moralischen Qualitäten gebührende Sonderstellung. Weil sich die von Tacitus postulierte und von seinen späten Lesern propagierte germanische Identität aber nirgendwo durch Quellen nachweisen ließ, mußte sie seit dem 18. Jahrhundert in der angeblich von alters her gemeinsamen Sprache gesucht und eine der römischen ebenbürtige germanische Kultur erfunden werden. Das Ergebnis war schließlich eine Germanenideologie, deren Popularität im umgekehrten Verhältnis zu den empirischen Befunden stand. Ausgerechnet das deutsche Volk, eine historisch spät entstandene Verbindung germanischer, romanischer, slawischer, keltischer und jüdischer Elemente, sollte als rasserein definiert werden und mußte deshalb auch im Blick auf seine Vergangenheit vor fremden Einflüssen jeder Art geschützt werden.²

Diese volksbezogene Sicht distanzierte große Teile der deutschen Gesellschaft von westeuropäischen Gemeinsamkeiten, machte aus der eigenen Geschichte einen Sonderfall und war unglücklicherweise mehr als ein im Grunde harmloser Provinzialismus, denn sie bereitete der nationalsozialistischen Rasselehre den Boden und ging schließlich in ihr auf. Weniger extrem, aber nicht minder ideologiebefrachtet, suchte eine national gesinnte Wissenschaft seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gründe für die im Vergleich zu Frankreich und England deutlich schwächer entwickelte Staatlichkeit der mittelalterlichen Monarchie in Deutschland und orientierte sich dabei an den Maßstäben der Realpolitik moderner Großmächte. Unter diesem Blickwinkel aber mußte die deutsche Geschichte des Mittelalters zwangsläufig zur Geschichte eines Mißerfolges werden, den man aus dem Partikularismus der weltlichen und geistlichen Fürsten erklärte, vor allem aber auf eine verderbliche »Italienpolitik« zurückführte, die jahrhundertlang beste Kräfte auf ein falsches Ziel gerichtet habe, obwohl sie doch nach den Grundsätzen moderner Staatsräson leicht als abwegig zu erkennen gewesen wäre.³ In die Analyse der Konflikte zwischen deutschen Königen und römischen Päpsten flossen deshalb von vornherein Polemiken ein, die sich schon im Zusammenhang mit der Refor-

mation ergeben hatten, nun aber im Medium der wissenschaftlichen Auseinandersetzung fortgeführt wurden. Konfessionalistisch bestimmte Vorbehalte gegen die päpstlich beherrschte römische Kirche der Gegenwart führten zur Abwertung großer Teilbereiche der deutschen Geschichte des Mittelalters, vor allem seiner Kirchengeschichte, und damit ging zwangsläufig viel traditionale Identität der ganzen deutschen Nation verloren.

Diese Konzentration auf das Papst/Kaiser-Problem und dessen Bedeutung für die Geschichte des deutschen Nationalstaats drängte die Beschäftigung mit dem früh- und hochmittelalterlichen Westeuropa zunehmend in den Hintergrund, obwohl zumindest die Geschichte Frankreichs »der unseren von ihren Anfängen an nähersteht als jede andere«. ⁴ Am karolingischen Imperium interessierten jedoch vor allem dessen periphere Ostgebiete als Teil der deutschen Geschichte, am 10. Jahrhundert statt ohnmächtiger westfränkisch-französischer Könige die »Gründung« und frühe Größe des deutschen Reiches unter den sächsischen Kaisern, während die Zeit der Salier und Staufer in den Sog der Nord/Süd-Perspektive geriet und die als machtpolitisch unbedeutend eingestuft deutschen-englischen Beziehungen im Früh- und Hochmittelalter erst recht zurücktraten.

Die beiden Weltkriege haben sich auch auf wissenschaftlichem Gebiet als die große Katastrophe unserer Zeit erwiesen; schon der erste spitzte den längst als »germanisch-romanischen« Gegensatz aufgefaßten deutsch-französischen Konflikt nochmals zu und unterbrach lebenswichtige Kontakte; die wenigen deutschen Kenner des französischen Mittelalters zählten in Frankreich nun zu den Feinden und verloren ihr westliches Publikum, in Deutschland galten sie als unpatrische Außenseiter. ⁵ Glücklicherweise sind die verhängnisvollen Folgen selbst des zweiten Krieges nicht zuletzt dank der standhaften Redlichkeit einiger deutscher Historiker überwunden worden, die dem Zeitgeist keine Konzessionen machten; während im »deutschen Mittelalter« »nach der in die Gegenwart und in die Zukunft mündenden germanischen Ader« gesucht und sechs Wochen vor dem Angriff auf Polen der französisch-deutsche Gegensatz geistreich vertieft wurde, ⁶ wagte es Theodor Schieffer schon mitten im Krieg, das bahnbrechende Werk seines jüdischen Kollegen Marc Bloch aus Frankreich an prominenter Stelle anerkennend zu besprechen. ⁷ Weil es deutsche Historiker gab, die in Frankreich als Gesprächspartner akzeptiert blieben, konnten später unter außerordentlich günstigen politischen Rahmenbedingungen und auf finanziell sicherem Fundament Institutionen wie das Deutsche Historische Institut in Paris entstehen.

Inzwischen ist das Feld reich bestellt worden. Zwei große Literaturberichte für die Zeit von 1952 bis 1979 haben die internationale wissenschaftliche Arbeit an der französischen Geschichte des Mittelalters und den deutschen

Anteil daran dokumentiert,⁸ deutsche Historiker schrieben Bücher über die gesamte mittelalterliche Geschichte Frankreichs und über dessen Anfänge bis zum Ende des ersten Jahrtausends,⁹ über die deutsch-französischen Beziehungen im Früh- und Hochmittelalter, über das Verhältnis der anglonormannischen Könige zum Kontinent sowie eine Geschichte des anglonormannischen Reiches.¹⁰ Auf solchen Grundlagen darf wohl der Versuch gewagt werden, das Thema »Deutschland und seine Nachbarn im Westen« unter neuen, bisher noch nicht zusammenfassend behandelten Gesichtspunkten aufzugreifen und nach den vielen, teilweise mühsamen und nicht immer gewaltlos abgelaufenen Integrationsschüben zu fragen, von denen die europäische Geschichte bestimmt ist. Einsicht in die Bedeutung und die Qualität dieses Prozesses wird sich allerdings nur dann gewinnen lassen, wenn wir der Frage nach den Wegen und Richtungen dieser Akkulturationsphasen nicht ausweichen und akzeptieren, daß der Ausweitung des lateinischen Westens in die Mitte Europas während des frühen und hohen Mittelalters kein nennenswerter Rückstrom im Sinne des Kulturaustausches entsprochen hat. Um diese Expansion zu beschreiben, brauchen wir weder die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen westlichen Nachbarn noch deren eigene Geschichten in chronologischer Folge und möglichst vollständig zu erzählen, sondern können uns anhand der Problematik von Akkulturation und Krise, von retrospektiver Bewertung und objektivem Befund auf exemplarische Sachverhalte und Abläufe konzentrieren. Die Lektüre soll dabei nicht durch Fußnoten unterbrochen werden, deshalb gibt es keine Anmerkungen, die den Text kommentieren und Forschungskontroversen ausbreiten, sondern nur Nachweise der Quellenzitate und Angaben zur verwendeten (überwiegend neueren) Literatur, damit der Leser den Autor kritisch prüfen oder selbständig weiterarbeiten kann.

Bücher verdanken ihr Dasein aber nicht allein den Autoren. Ohne Wolf Jobst Siedlers Anregung und sein geduldiges Nachfragen wäre dieses nicht konzipiert und begonnen, ohne den hartnäckigen Zuspruch meiner Frau nicht vollendet worden. Sie war die erste Leserin und hat jeden Abschnitt intensiv und fachkundig durchgesehen; ihren Fragen zur Sache und den Vorschlägen zur Sprache verdankt der Text viel. Frau Ahmadi vom Siedler-Verlag hat dem Buch eine in heutiger Zeit ganz außergewöhnliche und mich immer wieder überraschende Sorgfalt angedeihen lassen, war als Lektorin hilfreich und unermüdlich sowie ideenreich bei der äußeren Anlage. Ich habe vielen viel zu danken.

Joachim Ehlers
Berlin, im Juni 2004

TEIL I

Das Europa der Karolinger

Die große Synthese

Römische Grundlagen und Kontinuitäten

Das Römische Reich hat die Welt verändert und Strukturen geschaffen, die in Europa bis heute nachwirken. Zur Zeit seiner größten Ausdehnung in der christlichen Spätantike¹ erstreckte es sich nach Norden vom Hadrianswall zwischen Schottland und England über die Rhein/Donau-Linie und die Südküste des Schwarzen Meeres, nach Osten bis in die Syrische Wüste und zum Roten Meer, umfaßte im Süden das gesamte nördliche Afrika und endete im Westen an der Atlantikküste. Seine heute noch sichtbaren architektonischen und kunsthandwerklichen Spuren – Basiliken, Thermen, Stadttore, Theater, Wasserleitungen, Mosaiken, skulptierte Sarkophage, Gläser, Keramik und Kleinplastik – zeugen von der normierenden Kraft einer Hochzivilisation, die sich im Rahmen dieses ersten stark expansiven europäischen Großstaates entwickelt hat.

Der Schwerpunkt des Reiches lag im wirtschafts- und bevölkerungsstarken Osten. Rom hatte seit dem 3. Jahrhundert die Funktion der Reichshauptstadt verloren, lange bevor Konstantin zwischen 324 und 330 Byzantium zur neuen Metropole Konstantinopel ausbaute, aber es blieb als Mythos erhalten, blieb »Heimstatt des Reiches und aller Tugenden«,² Ort von Kaisererhebungen, Konsulatsfeiern und Triumphphen, ein Besuchsziel von Kaisern, die längst in Konstantinopel oder Ravenna residierten.³

Als Herrscher über dieses Reich hatte der Kaiser unbeschränkte Vollmachten, die der Senat im Jahre 27 v. Chr. auf Grund einer angeblich allgemeinen Zustimmung (*consensus universorum*) auf Octavian übertragen hatte, der fortan den Ehrennamen Augustus führte.⁴ Diese Übertragungstheorie blieb gültig und wurde in christlicher Zeit durch den hellenistischen Gedanken der *lex animata* ergänzt, wonach der Kaiser als »lebendiges Gesetz« absolut regieren dürfe.⁵ Seine Macht wurde durch ein Zeremoniell vorgeführt, das die sakralisierte Herrschaft des mit Diadem und Nimbus thronenden Kaisers konkret in Erscheinung treten ließ. Den Christen kam diese Autorität zugute, als Theodosius im Jahre 380 den Begriff »katholisch« dadurch definierte, daß er den Glauben der Bischöfe von Rom und Alexandria als das einzig erlaubte Religionsbekenntnis für alle Untertanen verbindlich vorschrieb und elf Jahre spä-

ter die heidnischen Kulte verbot. Seitdem war die Idee eines christlichen römischen Reiches so weitgehend durchgesetzt und im allgemeinen Bewußtsein verwurzelt, daß die Gemeinschaft von *imperium* und *ecclesia*, von Reich und Kirche, als irdisches Abbild des himmlischen Reiches erschien. »Römisch« und »christlich« wurden nahezu identisch, hellenistisches und biblisches Gedankengut durchdrangen sich immer intensiver und hinterließen tiefe Spuren in der Volksfrömmigkeit. Die alte Idee vom heilbringenden Kaiser verband sich mit christlichen Glaubensinhalten, führte zur Akzeptanz eines Herrschers, der am Göttlichen ebenso teilhatte wie am Menschlichen und als Verantwortlicher für den Heilsplan auch Entscheidungsgewalt über die rechte Lehre beanspruchte.

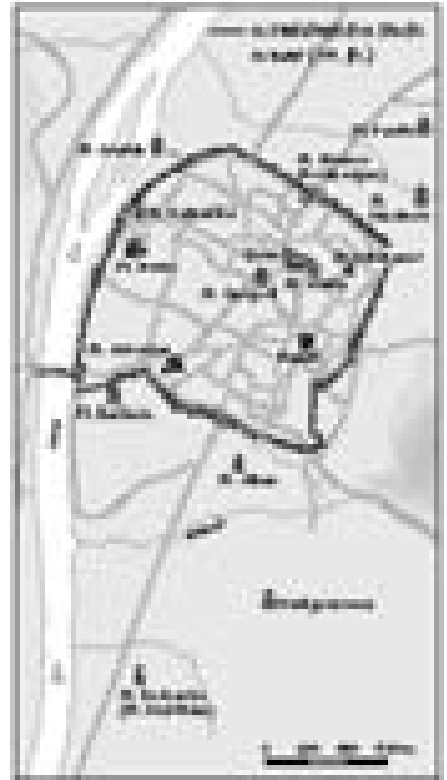
Während die Bischöfe im Osten des Reiches das hinnahmen, fragten ihre westlichen Amtsbrüder, ob kaiserliche Kompetenz sich denn auch auf den Glauben und seine Inhalte erstrecken dürfe. Der Mailänder Bischof Ambrosius († 397), selbst aus höchstem kaisernahen Amtadel stammend und einst Konsular von Aemilien und Ligurien, bestand darauf, daß der Kaiser den Glauben der Kirche zwar formal durchzusetzen habe, bei der Entscheidung über die Lehrinhalte aber den Bischöfen unterworfen sei: »Der Kaiser ist in der Kirche, aber nicht über der Kirche.«⁶ Das war der Anfang der Lehre von den zwei Gewalten, die ihre klassische und lange nachwirkende Formulierung Papst Gelasius I. († 496) verdankte, der die oberste Weltregierung zwischen der geheiligten Autorität (*sacrata auctoritas*) der Bischöfe und der weltlichen Gewalt (*regalis potestas*) aufgeteilt sah.⁷ Wenn seine Doktrin auch den Bischöfen das größere Gewicht zubilligte, weil sie vor dem Gericht Gottes die weltlichen Herrscher vertreten und rechtfertigen mußten, so bereitete sie doch dem Konzept der Gewaltenteilung den Boden, das für Europas Rechtsverständnis folgenreich werden sollte. Im Osten dagegen blieb der Kaiser Herr der Kirche; in seiner Person fielen die oberste weltliche und geistliche Macht ungeteilt zusammen.

Eine umfassende Kaiserherrschaft konnte allerdings nur dann praktische Bedeutung haben, wenn sie durch ein Corps zuverlässiger Amtsträger möglichst flächendeckend zur Geltung gebracht wurde. Angesichts der schieren Größe des Raums war das kaum zu erreichen, so daß zwischen Zentrum und Peripherie starke Unterschiede bestanden. Um 400 war das Reich in die vier großen Präfecturen *Oriens*, *Illyricum*, *Italia* und *Galliae* eingeteilt; die Zivilverwaltungen dieser Präfecturen unterstanden jeweils einem *praefectus praetorio* als Stellvertreter des Kaisers. Den Präfecten unmittelbar nachgeordnet waren die Heermeister: für die Kavallerie der *magister equitum*, der *magister peditum* für die Fußtruppen.⁸ Diese strikte Trennung der zivilen von den militärischen Kompetenzen widersprach römischer Tradition, bewährte sich aber angesichts der zunehmenden Barbarisierung des Heeres: Im Jahre 355 war der gallische magi-



Missorium des Kaisers
Theodosius I.

Auf einer Silberplatte, die zum zehnten Regierungsjubiläum Theodosius' I. (379–395) hergestellt und als Geschenk an einen hohen Würdenträger des Reiches gegeben wurde, sind drei Kaiser vor einem auf Säulen ruhenden Schmuckgiebel dargestellt. In der Mitte thront Theodosius I., bekleidet mit langärmeliger Tunika und einem Mantel (*chlamys*), den eine Rundfibrel zusammenhält. Der Kaiser ist mit einem Diadem bekrönt, um seinen Kopf liegt ein Nimbus. Die Person zur Rechten ist wahrscheinlich Valentinian II., seit 375 Augustus des Westreiches, zur Linken sitzt Arcadius, ein Sohn des Theodosius und seit 383 Mitkaiser. Links und rechts von der Giebelarchitektur stehen Gardesoldaten mit Lanzen und großen Ovalschilden, durch langes Haar und Halsringe (*torques*) als Barbaren gekennzeichnet. Spätere Eroberer haben die Platte ihres Materialwertes wegen geteilt.



Trier in der römischen Kaiserzeit und im Mittelalter

Die 173/74 errichtete Trierer *Stadtmauer* umgab eine Fläche von etwa 285 Hektar. Seit 286 war hier die Residenz der Caesaren Maximian, Constantius I. und Konstantin des Großen, um 318 wurde Trier Sitz der gallischen Präfektur. Schon vorher, um die Mitte des 2. Jahrhunderts, war der Bäderpalast der *Barbarathermen* entstanden, den nur die Caracalla- und die Diokletiansthermen in Rom an Größe übertrafen; im 12. Jahrhundert wurden die Thermen als Burg außerhalb der Stadtmauer genutzt. Die *Palastaula* (»Basilika«) ließ Konstantin um 305 erbauen; seit 1198 diente sie den Trierer Erzbischöfen als Palast. Das schon um 100 n. Chr. errichtete *Amphitheater* wurde 173/74 in die Stadtmauer einbezogen. Die *Kaiserthermen* hat Konstantin begonnen, aber nicht fertiggestellt; seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bildeten sie die südöstliche Eckbastion der mittelalterlichen Stadtmauer. Als nördliches Stadttor gehörte die *Porta nigra* zur Befestigung von 173/74, sie wurde zwischen 1037 und 1042 zur Stiftskirche Sankt Simeon umgebaut. Die *Doppelkirchenanlage Konstantins* entstand aus dem Palast seiner Mutter, der Kaiserin Helena, die ihn dem Trierer Bischof Agritius geschenkt hatte, damit er daraus eine Kathedrale mache. Seit Kaiser Gratian (367–383) ist der Dom bis ins 20. Jahrhundert immer wieder umgebaut, zerstört, wiederhergestellt und restauriert worden.

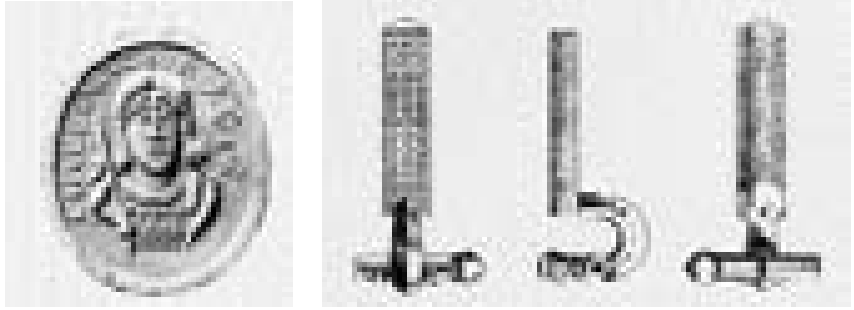
ster *equitum* ein Alemanne, Arbetio, sein Kollege für die Infanterie der Franke Silvanus.⁹ Der Präfekt für Gallien residierte seit etwa 318 in Trier und war zuständig für die vier Diözesen *Galliae* (zwischen Loire und Rhein), *Septem Provinciae* (zwischen Loire und Pyrenäen), *Britanniae* (England) und *Hispaniae* (Iberische Halbinsel); Trier war somit Hauptstadt des westlichen Reichsteils und maßgeblicher Zentralort für Wirtschaft, Verwaltung, Militär, Literatur, Kunst und für den christlichen Kult. Als unter dem wachsenden Druck der über den Rhein vordringenden Barbaren die gallische Präfektur um die Wende zum 5. Jahrhundert nach Arles verlegt wurde, wanderte der größte Teil der gallo-römischen Eliten ab.

Als Verwaltungseinheiten mittlerer Ebene gab es im 4. Jahrhundert zwischen Rhein und Pyrenäen insgesamt siebzehn Provinzen mit bedeutenden Hauptstädten wie Lyon, Rouen, Reims, Trier, Mainz und Köln für die gallische Diözese, Vienne, Narbonne, Bourges, Bordeaux, Tours für die »Sieben Provinzen«;¹⁰ sie wurden von Statthaltern geleitet, die durch rigoros eingetriebene Steuern den erheblichen Finanzbedarf für Heer, Verwaltung und Kaiserhof zu decken hatten und Richter über alle Einwohner waren, die nicht zum Heer, zum Klerus oder zum senatorischen Adel gehörten. Diese Aristokratie hatte sich seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert in Gallien gebildet und bestand aus Grundherren, die zum *ordo senatorius* gehörten, in den sie entweder als Nachkommen römischer Senatoren hineingeboren oder von den Kaisern erhoben worden waren. Streng nach den Rängen der *clarissimi*, *spectabiles* und *illustres* aufsteigend gegliedert, vertraten sie gallische Interessen gegenüber der Reichsregierung¹¹ und bauten ihre riesigen Landgüter zu Immunitätsbezirken aus, die nicht nur für Steuereinnahmer, sondern bald für alle Vertreter der Staatsgewalt unzugänglich waren. Sie verteidigten ihre Latifundien mit Privatarmeen und nahmen selbst die Gerichtsgewalt über ihre Leute wahr, waren also Vorläufer der mittelalterlichen Grundherren.¹²

Den Provinzstatthaltern war klar, daß der Erfolg ihrer Amtsführung von der gedeihlichen Zusammenarbeit mit diesen selbstbewußten regionalen Eliten abhing, und nicht zuletzt deshalb entwickelte sich ein regionales Sonderbewußtsein, entstand eine Provinzialkultur mit durchaus eigenen Profilen. Sie erhielt besondere Entfaltungsmöglichkeiten durch eine Rechtspraxis, die seit dem 4. Jahrhundert ihren professionellen Charakter zunehmend verlor, denn an die Stelle der gelehrten Juristen traten immer häufiger rhetorisch geschulte Laien. Sie benutzten ein vereinfachtes Vulgarrecht, dessen Normen sich nicht grundsätzlich vom älteren Hochrecht unterschieden, aber anschaulich und moralisierend verstanden wurden statt abstrakt und rational.¹³

Die Gesellschaftsordnung wurde von einem Steuersystem bestimmt, das den städtischen Oberschichten mit der Zeit ihre Existenzgrundlage raubte.

Siegelring und Zwiebelknopffibel aus dem Grab Childerichs († 482) in Tournai



Im Grab Childerichs († 482) in Tournai fand man den Toten unter einem Hügel von mehr als zwanzig Metern Durchmesser, umgeben von drei Pferdegräbern mit den Skeletten von insgesamt 21 Tieren. An Beigaben wurden seine Waffen, die persönliche Ausrüstung, das Zaumzeug seines Pferdes und über 300 byzantinische Gold- und Silbermünzen ausgegraben. Der Siegelring zeigt Bild, Namen und Titel (CHILDIRICI REGIS) seines Trägers, die goldene Zwiebelknopffibel diente zum Verschließen des *paludamentum*, des Mantels eines römischen Amtsinhabers. Das Nebeneinander von römischen Würdezeichen und Münzbesitz, von Ausstattung aus mediterranen Werkstätten und heidnischem Bestattungsbrauch ist charakteristisch für die Akkulturation der fränkischen Führungsschicht im römischen Gallien.

Zwar fand sich die herrschende Minderheit im Gegensatz zur zahlungspflichtigen Masse der Bevölkerung weitgehend abgabefrei gestellt, aber die aus den Stadträten hervorgegangene urbane Honoratiorengruppe (*decuriones*) mußte mit ihrem persönlichen Vermögen für den Eingang dieser Zahlungen haften. Schwere Strafen drohten jedem, der aus dem Stand der Dekurionen ausscheiden wollte, um dieser mörderischen Verantwortung zu entgehen. Solche Standesbindung galt praktisch für alle Berufe; ihre Angehörigen waren in Zwangsverbänden organisiert, in die ihre Kinder hineingeboren wurden. Selbständig wirtschaftende Bauern gab es deshalb schon lange nicht mehr, denn diese waren vor den kaiserlichen Beamten mit ihren Forderungen nach Diensten und Abgaben unter den Schutz (*patrocinium*) der adligen Grundbesitzer ausgewichen, die ihrerseits nicht mehr in der Stadt lebten, sondern auf befestigten Landsitzen (*villae rusticae*). Der antike Stadtadel verschwand, das Land weitete seine Herrschaft zum Nachteil der Stadt aus.

Sozialer Aufstieg war gleichwohl möglich, aber er vollzog sich streng kontrolliert durch die Erziehung an den Rhetorenschulen, die Hochbegabten offenstanden, deren schwer zu beherrschender Bildungskanon aber eine ungezügelte Dynamik verhinderte. Der heilige Augustinus († 430) war ein solcher Aufsteiger und hat seinen Bildungsgang in den *Confessiones* beschrieben, der ersten erhaltenen Autobiographie des lateinischen Europa.¹⁴ Diese Bildung war sprachlich-formal bestimmt und vermittelte der Führungsschicht des Reiches gemeinsame Standards.¹⁵ Diese Standards wurden auch von jenen christlichen